

Das Schulkind.

Ist das Kind endlich schulreif geworden, dann atmet die Mutter in der Meinung auf, daß es nun aus dem größten heraus sei. Wie falsch! Das Kind hat nun wohl schon etwas mehr Selbständigkeit gewonnen, es unterscheidet schon mehr, was ihm zuträglich und was ihm schädlich sein könnte, aber sein Tatendrang ist mit dem steigenden Alter und mit der wachsenden Selbständigkeit auch größer geworden. Daraus und aus der neuen Umgebung, in die das Kind nun verpflanzt wird, ergeben sich neue Gefahren, an denen nicht achtlos vorübergegangen werden kann. Die Schule gibt dem Kinde die neue Umgebung. Die erste Gefahr, die dem Schulkind droht, sind die als „Schulkrankheiten“ bekannten ansteckenden Krankheiten, die Masern, der Mumps, der Scharlach, die Diphtherie. Mit zitternder Sorge beobachtet die Mutter ihr Kind und wird, sofern sie Verdächtiges bemerkt, sofort den Arzt holen, vorausgesetzt, daß sie dazu die Mittel hat. Noch ist die alte, nicht nur sozialistische Forderung, Schulärzte zu bestellen, nicht überall erfüllt und auch sonst läßt der öffentliche ärztliche Dienst viel zu wünschen übrig. Der Arzt, der den Unbemittelten zu helfen hat, heißt noch immer Armenarzt, und es ist nicht auch jedermanns Geschmach, sich als Armer behandeln zu lassen. Es trägt auch nicht zur Charakterbildung des Kindes bei, wenn es von früher Jugend auf auch von der öffentlichen Gewalt als Armenkind angesehen und danach behandelt wird. Jedes Kind hat ein Recht auf Gesundheit und darum auch ein Recht auf ärztliche Hilfe und dieses darf nicht dadurch verbittert werden, daß es zum Armenrecht gemacht wird. Es ist Menschenrecht, Kindesrecht, ärztliche Hilfe auch

dann zu bekommen, wenn sie der Kranke nicht bezahlen kann. Aus dem Armenarzt muß also der Amtsarzt, der Fürsorgearzt werden, wie das in Wien seit 1921 der Fall ist. Auf einer höheren Stufe des sozialen Lebens wird die ärztliche Hilfe jedem so zugänglich sein, wie heute dem Städter etwa das gesunde Trinkwasser. Die Gesellschaft wird begreifen, daß es nicht nur der Nutzen des einzelnen, daß es ein Gewinn für die Gesellschaft ist, wenn die Bürger vor ernststen Krankheiten bewahrt werden. In Deutschland hat die kräftig ausgebauten Sozialversicherung schon einen tüchtigen Schritt nach vorwärts in dieser Richtung gemacht. Auch in Oesterreich konnte im letzten Kriegsjahr die schon lange geforderte Angehörigenversicherung der Krankenkassenmitglieder durchgeführt werden, aber damit sind noch keineswegs alle erfasst, die ärztliche Hilfe nötig haben, diese bedarf dringend des sozialen Ausbaues. Heute muß sich also die Mutter helfen, so gut als es möglich ist. Aber darum dem Kinde die ärztliche Hilfe versagen, weil der Kapitalismus diese noch so häufig in demütigender Form bietet, das wird keine Mutter tun, sie wird keinen Weg scheuen, um von ihrem Kinde rechtzeitig die Gefahr zu bannen.

Daß das Kind eine ansteckende Krankheit nach Hause bringen kann, ist natürlich nicht die einzige Gefahr, die die Schule mit sich bringt. Sie ist nur die am deutlichsten sichtbare. Die größeren und dauernden Gefahren kommen von der Schulbank und von der Uebersfüllung der Schulklassen her, die nicht nur in Oesterreich typische Merkmale bürgerlicher Schulverwaltung waren und sind. Es gab z. B. in Wien Schulklassen, in die bis zu 90 Kinder gepfercht waren. Erst der durch den Krieg bedingte Rückgang der Schülerzahl brachte hier Besserung. Die sozialdemokratische Stadtverwaltung aber erfüllte eine andere alte soziale Forderung. Sie brach mit dem System der „Armenlernmittel“. In Wien bekommt nun jedes Kind die Lernmittel umsonst beige stellt, ein wichtiger Schritt vorwärts zur Durchdringung der Schule mit

sozialer Demokratie. Eine andere Forderung ist noch nicht erfüllt, das gemeinsame Schulfrühstück. Dazu fehlen die Einrichtungen und die Mittel. Die Schulküche und der Speiseraum in der Schule wären dazu die Voraussetzung. Diese sind meist nicht vorhanden. Erst beim Bau neuer Schulen wird auch daran gedacht werden müssen, wobei es weniger auf den Bau von Schulküchen als auf die Einrichtung von Speiseräumen ankommen wird. Die amerikanische Aus speisung, die während der Uebergangsjahre vom Krieg zum Frieden zuzeiten fast dreiviertel der Wiener Schulkinder erfasste, kochte in Zentralküchen und führte die Speisen in sogenannten „U-Booten“, gut verschließbaren Kesseln in U-Bootform, zu.

Um wieviel schlechter das Proletariatskind daran ist, geht daraus hervor, daß noch immer viele Tausende ohne Frühstück zum Unterricht kommen. Wie sollen sie ihm dann folgen können? Können unterernährte Gehirne lernen?

Nun aber zur Schulbank. Sie ist der Feind gesunder körperlicher Entwicklung und sie gefährdet die Sehkraft, jede Schulbank, auch die verstellbare, die in der Regel erst verstellt wird, wenn sie schon Schaden gestiftet hat. Das Auskunftsmittel hat das System Montessori gebracht und nach ihm die Freiluftschule, wie etwa die *Scola aperta* in Bologna und andere Reformschulen Italiens. Jedes Kind hat seinen eigenen Arbeitstisch. Dadurch wird es jedem Kinde möglich, seinen Tisch ins rechte Licht zu rücken, und es tut das nach den Beobachtungen der Frau Montessori schon jedes Kleinkind instinktiv. Der Körper wird des Zwanges ledig, den ihm die Schulbank auferlegt. Das Kind regelt auch selbst den Abstand zwischen Tischplatte und Auge. Dreierlei Nutzen für die körperliche Entwicklung wird dadurch erzielt. Erstens wird dem Kinde die so notwendige Bewegungsfreiheit auch beim Sitzen gewährleistet, zweitens nimmt es keine den Lungen schädliche Haltung ein, wenigstens nicht lange — auch diese Haltung wird instinktiv geändert — und drittens wird das Auge nicht gefährdet. Diese

Gefahren übersehen leider noch viele Schulmänner, sonst hätten sie schon längst mit den Schulbänken aufräumen müssen. Das hängt mit unserer ganzen öffentlichen Jugenderziehung innig zusammen. Alles soll in Reih' und Glied eingeordnet sein. Wenn man sagt, daß der preußische Schulmeister die deutsche Armee gemacht habe, ebenso sicher ist, daß der preußische Feldwebel auch die Schulmeister stark beeinflusst hat. Die meisten Lehrer würden regelloses Sitzen ihrer Schüler in der Klasse für unmöglich halten. Frau Montessori beweist es mit ihrem System, daß es möglich ist und daß sich Lehrer und Schüler wohler fühlen. Freilich gibt sie damit bewußt oder unbewußt den Königsgedanken der Schule des kapitalistischen Zeitalters preis, daß die Schule eine Autoritätsschule sein müsse.

Sie erzählt in ihrem Buche über „Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter“ (Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann), in dem sie die Schulbank so vernichtend verurteilt, wie sie die Kleinkinderschule mit leichtbeweglichen Stühlen und Tischchen eingerichtet hat und wie sie es den Kindern freigestellt, sich damit zu setzen wie sie wollten und wo sie wollten. Gar bald lernten es die Kinder so achtsam umzugehen, daß sie keinen Stuhl mehr umstießen. Sie lernten von der Freiheit vollen Gebrauch zu machen. Anderswo aber — leider kann ich es nicht mehr feststellen wo es war, erzählte man mir, daß sich in einem Montessori-Kinderheim alle Kinder zum Fenster gesetzt hätten. Hin zum Licht! Alles Leben strebt aus der Finsternis zum Licht. Der Keim im Mutterleibe drängt zum Licht wie der Keim im Schoß der Erde. Nachtfalter — Eule — Fledermaus werden in den Bann des Lichtes gezogen. Die Fenster sind die Augen des Zimmers. Durch sie bringt das Licht ein. Hin zu ihnen zieht es das lichthungrige Leben im geschlossenen Raum. Das Montessori-System lehnt die gewalttätige Erziehung ab, sie wünscht die selbsttätige und macht dabei die Erfahrung, wie die Kinder selbst das Natürliche und dabei beste finden. Denken wir uns dieses Verhalten der Jugend übertragen auf

die Autoritätsschule mit Zwangsbank in Reih und Glied und Katheder und dem Stab (natürlich nur) zum Zeigen. (Der Lehrer „zeigt es“ den Kindern auch manchmal damit!) Denken wir, auch sie hätten Tische und Stühle und die Freiheit, sich zu setzen, wie sie wollten und auch sie strebten zum Licht mit dem Gesicht hinaus ins Freie. Was wäre die Folge? Da der erhöhte Platz des Lehrers nicht draußen im Freien ist, so zeigten alle diese Kinder nun dem Lehrer den Rücken — oder ihre Seitenansicht. Wollte er mit den Kindern die Verbindung aufrechterhalten, so mußte er von seinem erhöhten Platz hinuntersteigen und sich als Gleicher unter Gleichen unter die Kleinen mischen. Damit wäre der Schulkaiser entthront, oder wenn man will, der Unterrichtsfeldweibel. Aus dem mit größter Autorität ausgestatteten Befehlshaber über die Jugend wäre ihr Freund, ihr Führer geworden, der sich mit den Kleinen auf demselben Boden bewegen mußte, wenn er von ihnen beachtet werden wollte, oder er mußte sich bekennen, daß er zu dem hohen Amte, das ihm von der Gunst des Schicksals geworden ist, untauglich ist. Freund und Führer der Jugend zu sein, es gibt kein höheres Amt! Die Entthronung des Schulkaisers mag nun von Frau Montessori nicht beabsichtigt gewesen sein, aber daß sich diese Wirkung einstellt, zählt zu dem Erfreulichsten der neuzeitlichen Pädagogik. Es bahnt über alle Schulreformen hinaus die Schulrevolution an.

Die Schulbankfrage läßt auch eine andere Frage auftauchen. Sitzen unsere Kinder nicht überhaupt zu viel in der Schule? Sollten dem Schulunterricht nicht freiere Formen gegeben werden? Darauf muß Antwort werden. Kein Zweifel, die Kinder sitzen viel zu viel. Man stelle sich ein anderes junges Tier, einen Hund, ein Zicklein, ein Füllen vor, das täglich vier bis sieben Stunden in einer Zwangsstellung verharren sollte. Was wäre das für ein Geheul, für ein Meckern, für ein Wiehern, wie würden diese Tiere an dem Strick zerren, der sie fesselt, wie würden sie sich austoben, wenn sie der Fessel wieder ledig wären. Beim jungen Hund und Pferd, bei der

jungen Ziege begreifen wir es — beim Menschenjungen fehlt uns dieses Verständnis. Wir sehen nur die geistige Ausbildung und erzieherische Beeinflussung vor uns und übersehen, daß wir zuerst unseren Kindern einen gesunden Körper geben müssen. Die Physiologen freilich haben schon darüber nachgedacht. Auf der Mannheimer Tagung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“ (1905 Sonderabdruck aus der „Deutschen Zeitschrift für öffentliche Gesundheitspflege“) wurde darüber beraten, wie die Spiel- und Sportplätze unserer Jugend beschaffen sein sollen. Dabei erinnerte ein Redner daran, daß diese Lust zu allseitiger Bewegung, die bei allen jungen Tieren zu beobachten ist, auf den Umstand zurückzuführen sei, daß zuerst die Knochen wachsen und daß sich die Muskeln dann erst anpassen müssen. Das aber können sie nur durch Betätigung. Übung macht den Meister. Das gilt auch hier. Jene Muskeln werden sich am besten anpassen und das Ebenmaß der Glieder herbeiführen, die sich am besten betätigen können. Nun denke man an die Zwangsbank der Schule!

In meiner Jugend gab es einen Kindervers: „Händ' auf d' Bank — die Raß ist krank“. So verhöhnt unbewußt die Jugend selbst die Einrichtung der Schulbank, geschaffen von Pädagogen, die es über allem Fachsimpeln über die Schulbank vergaßen, sich auch mit den Gesetzen der körperlichen Entwicklung zu beschäftigen. In dieser Zwangsbank müssen die Muskeln verkommen, wenn sich die Jugend nicht selbst hülfe. In seinen „Schlimmen Buben in der Schule“ läßt der Wiener Volksdichter Nestron den größten Jungen aufzeigen und sagen: „Bitt' Herr Lehrer, der Riß raß mich, und ich stieß ihn, weil er mich staß“. Die „Pädagogen“ mußten das Hinausstellen, das „Klassen-Buch“ und was es sonst für Dummheiten und Quälereien in der Schule gibt, erfinden, um diese Elementargewalt, die in jedem gesunden Kinde lebt, einigermaßen einzudämmen. Es ist ihnen nicht gelungen, die Natur zu unterdrücken, sie in Reih und Glied zu zwingen, was bei den meisten wohl unbewußt das Ziel aller dieser Pädago-

gen war, die die Drolligkeit der anderen jungen Tiere nicht nur begriffen, sondern sie besonders lebhaften jungen Menschentieren gegenüber sogar zum Vergleich heranzogen. „Sie sind ja wie ein junger Hund.“ „Der Knabe ist lebhaft wie ein Füllen.“ Wie oft wurden von den „Pädagogen“ solche Vergleiche herangezogen, aber den Dingen auf den Grund gegangen sind sie darum doch nicht. Daß es dieselbe Ursache ist, die die gleichen Erscheinungen hervorbringt, das Anpassungsbestreben der Muskeln an die Knochen, das haben sie nicht beachtet, wenigstens haben sie nicht danach gehandelt. Großgewachsenen Leuten sagt die Volksbeobachtung nach, daß sie ungeschickt, „patschig“ seien. Die Beobachtung stimmt. Auch sie ist auf die gleiche Ursache zurückzuführen. Großgewachsene Menschen vermögen schon in der Zeit ihres Wachstums ihre Muskeln nicht so allseitig zu betätigen, wie kleinere Leute. Die Wirkung davon: Ihre Muskeln passen sich nie vollständig an, weshalb diese Menschen nie das Ebenmaß ihrer Glieder gewinnen. Sie bleiben ungelenkt, ungeschickt, linkisch in ihren Bewegungen ihr Leben lang.

Die Schulbank ist ein wesentlicher Bestandteil unserer bisherigen Unterrichtsmethode, in die in Oesterreich zuerst der sozialdemokratische Unterstaatssekretär Glöckel Bresche gelegt hat. Sein Bestreben geht dahin, den Unterricht mehr an das Leben anknüpfen zu lassen. Ein Uebergang zu der Arbeitsschule sollte gefunden werden. Der Versuch läßt sich gut an. Immer häufiger sehen wir, daß sich der Schulunterricht im Freien abspielt, daß die Lehrer mit ihren Schülern durch die Stadt oder im Freien wandern, um dann die bei solchen Lehrausgängen empfangenen Eindrücke mit der Jugend schreibend, rechnend, zeichnend, modellierend, schnitzend und in Gesprächen zu verarbeiten. Das ist ein bedeutender Schritt nach vorwärts, aber er zwingt die Kinder noch immer allzuviel in die Schulbank, denn dem einen Spaziergang oder Ausflug folgen vierzehn Tage, an denen die im Freien gewonnenen Eindrücke verarbeitet werden müssen. Zwischendurch wird ja der Turnunterricht

gegeben — weniger das Gerätefurnen als Spiel und Freieübung, und die Wanderung sollte dabei zu ihrem Recht kommen —, aber das sind wöchentlich zwei Stunden, und aller Sitzunterricht umfaßt 24 bis 28 Stunden, wozu noch das häusliche Aufgabensitzen kommt, und wir haben eine so große Zahl von Zwangsstunden, daß wir auch bei dieser Reform die Kinder noch stark im Nachteil sehen. Mein Ideal ginge dahin, die Kinder mit sechs Jahren lesen zu lehren und sonst nichts. Haben sie diese Kunst heraus — auch sie kann im Umherziehen geübt werden, wenn die Kinder nur die Anfangsgründe haben —, dann gilt es nur, sie mit guten und wissenden Menschen zu umgeben, die nun durch vier Jahre hindurch mit den Kindern nichts tun, als ihre Fragen zu beantworten und zur Beantwortung dieser Fragen mit ihnen gemeinsam an der Werkbank arbeiten, spazieren gehen, wandern, spielen und lesen, was eben die Frage des einen oder des andern Kindes nötig gemacht hat. Zu einem solchen Lehrer, dem wir unsere Buben wie unsere Töchter gemeinsam anzuvertrauen hätten, würden die Kinder gerne gehen, und sie würden, wenn auch scheinbar die Planmäßigkeit des Unterrichts fehlte — auch die Arbeiten an der Werkbank und die Stadtgänge müßten planmäßig einander folgen —, dennoch raschere Fortschritte im Sammeln an Erkenntnissen machen als mit der Kennntnisvermittlung der heutigen Schule. Der Zusammenkunftsort für diese Lese- und Arbeitsschule könnte leicht der Bänke entbehren. Bequeme Armstühle, der Größe der jugendlichen Körper angepaßt, könnten die Einrichtung eines solchen Saales bilden, der im übrigen nichts brauchte als einen Lichtbildapparat, der jederzeit zur Unterstützung des Gelesenen herangezogen werden könnte, und eine Tafel. Das Ideal wäre für jede Schule wenigstens ein Episkop, ein Lichtbildapparat, der nicht nur die Bilder aus jedem Buch und jedes sonstige beliebige Bild in den natürlichen Farben, jeden Gegenstand, jede Photographie wiedergibt, sondern der auch den naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht am lebenden Objekt, auch mit Zuhilfenahme des

Mikroskops, ermöglicht, also, richtig verwendet, auch das Leben der Kleintiere in riesengroßen lebenden Bildern darstellen könnte. In Riesenbildern an die Wand geworfen, könnten die Kinder da das Treiben einer Maus in einem Glaskäfig oder die Seidenraupe beim Fraß oder die Spinne beim Netzbau oder die Ameise an der Arbeit oder im Kampf, die Biene, die Fliege, die Blüte — die ganze Unendlichkeit der Natur mit staunenden Augen schauen. Die Schule müßte auch Werkstätten haben, die es den Kindern ermöglichen, sich täglich in allerlei Handfertigkeiten zu versuchen und in denen den Kindern auch spielerisch die ersten Zahlenbegriffe und die Rechenarten beigebracht werden könnten. Die methodische Kenntnissvermittlung aber hätte erst mit dem vollendeten zehnten Lebensjahr einzusetzen. Sie würde nach solchen Voraussetzungen in den vier Jahren spielend leicht den Unterrichtsstoff der acht Jahre Volks- und Bürgerschule bewältigen. Erst nach Zurücklegung dieser vier Klassen aber würde jedem Begabten die Einheitsmittelschule zugänglich sein, die so ausgebaut werden müßte, daß die Jugend von ihr auch die Beherrschung einer zweiten lebenden Sprache unbedingt mit auf den Lebensweg bekommt. Das Sprachstudium müßte schon in den vier Lese-Wander-Jahren durch das Sammeln eines Schatzes von Wörtern und einfachen Sätzen vorbereitet werden. Natürlich ohne Quälerei mit der Grammatik. Warum sollen nur die Kinder der Reichen die Möglichkeit haben, eine Sprache spielend, plappernd mitzulernen? Die einfache Grammatik hätten dann die vier Schullernjahre, wie in der deutschen, so auch in der fremden Sprache zu vermitteln. In die Synagoge aber brauchten nur die höheren Schüler, die den Besuchern der Oberklassen der heutigen Mittelschulen entsprächen, einzudringen. Das wichtigste am Sprachstudium ist, daß sich der Lernende bald verständlich ausdrücken vermag; in die Gesetzmäßigkeiten und Feinheiten der fremden Sprache braucht nur der einzudringen, der dazu Neigung hat oder der sich dazu berufen fühlt, ein Lehrender zu werden.

Wir haben vorhin den Satz aufgestellt, daß wir in dieser Lese-Arbeitschule die Kinder mit guten und wissen- den Menschen umgeben müssen, das wäre eine Voraus- setzung der Erfolge. Wenn wir auf unsere Kinder wieder die unreifen und unerfahrenen jungen Menschen los- lassen, die die Lehrerdrillanstalten jedes Jahr zu vielen Hunderten erzeugen, dann wäre der ganze Erfolg in Frage. Die Heranbildung der Lehrer muß eine andere werden. Volks- und Bürgerschule, wie vier Jahre Lehrbildungsanstalt können dem Lehrer nicht das Rüstzeug zu solchem freien Unterricht ver- mitteln. Heute werden in den österreichischen Lehrer- bildungsanstalten fast nur Handwerker des Unterrichts erzogen, Kadetten des Einmaleins, Unterrichtsfeldwebel. In manchen anderen Ländern ist es nicht viel besser. Was wir für unsere Jugend brauchen, sind wirklich gebildete Menschen, und zwar nicht nur Menschen mit Kenntnissen (der Besitz von Kenntnissen wird häufig mit Bildung verwechselt), sondern Menschen, die Kennt- nisse, Erfahrung und Herzensbildung in sich vereinigen. Für diese jüngsten Jahrgänge (der Lese-Arbeits- schule) werden wir mit besonderem Gewinn Frauen in den Dienst stellen können, und zwar auch hier nicht die jüngsten, sondern die mütterlichsten. In den Altersstufen von sechs bis zehn Jahren könnten sie auch die körperliche Erfrüchtigung durch Jugendspiel und Wan- dern übernehmen. Erst vom zehnten Lebensjahr an wer- den junge Männer bessere Gefährten beim Jugendspiel sein.

Eine solche Schule würde sich schon mehr dem Gymna- sion der alten Griechen nähern, das die körperliche Er- früchtigung der Jugend voranstellte. Dahin müssen wir auch kommen. Zuerst gesunde Körper! In sie gesunde Seelen zu versenken ist wesentlich leichter als in die körperlich und seelisch angefaulte Jugend von heute, das traurige Ergebnis des Wütens der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Was bei dieser fortwährenden „Auslese“ vom Embryo bis zum Schulkind übrig bleibt, ist nicht etwa als eine natürliche

Auslese der Besten anzusehen. Vieles ging dahin, über dessen Wert wir uns gar keine Rechenschaft zu geben vermögen. Wer wollte sagen, daß die zehntausend Säuglinge, die allein in Wien noch in diesem Jahrhundert Jahr um Jahr eingescharrt wurden, deshalb nichts Großes der Menschheit hätten leisten können, weil ihren Müttern die Möglichkeit genommen war, sie zu säugen und dadurch vor einer tödlichen Darmkrankheit zu retten? Wie viele Künstler und Gelehrte, Schriftsteller und Politiker, Erfinder und Entdecker, Pädagogen und Volksführer und sonst brauchbare Menschen damit zu Grabe getragen wurden, wer wollte es sagen? Wer vermöchte zu sagen, daß die „abgetriebenen“ Kinder — auch die Fruchtabtreibungen häufen sich — nicht auch Begabungen hätten sein können? Was bei dieser Auslese übrig bleibt, hat mehr der Zufall vor dem Untergange gerettet, als etwas anderes: Der Zufall, daß ein Elternteil vielleicht noch Verwandte auf dem Lande hatte, die das Kind einmal in Ferien nehmen; der Zufall, daß die Familie eine sonnige Wohnung bekam, daß das Kind vielleicht (wenn es ein Wiener Kind war) im Jahre 1920 unter den 120 000 Kindern war, die damals das Ausland aufnahm und nicht unter den 30 000, für die kein Platz war; der Zufall, daß die Mutter nicht in einer Flaschenkapselfabrik unter Entwicklung giftiger Bleidämpfe arbeiten mußte, sondern in einem anderen Betrieb, dessen Ausstrahlungen nicht schon den Embryo im Mutterleibe tötete; der Zufall, daß die Mutter keinen tuberkulösen, sondern einen anderen Lebensgefährten fand oder umgekehrt keinen starken und gesunden, der in den Krieg mußte, sondern einen Krüppel, der daheim bleiben und darum auch besser für die Familie sorgen konnte als die Kriegerfrau, die auf den Unterhaltsbeitrag angewiesen war; der Zufall, daß der Vater des einen vom Gerüst stürzte und damit auch über die Familie Hunger und Elend brachte, während der andere nicht zum Krüppel auf dem Schlachtfelde der Arbeit wurde. Hier von einer Auslese der Tüchtigen zu sprechen wäre Wahnsinn. Der Kapitalismus ist auch hier anarchisch. In seinem

Wäßen gegen die kommenden Geschlechter ist aber auch nicht eine Spur von ordnender Vernunft zu entdecken. Um so bewußter müssen sich die Ueberlebenden zur Wehre setzen, um in die Aufzucht und Erziehung ordnende Vernunft zu bringen, damit jedem Kinde die Möglichkeit werde, dereinst im Leben auf dem richtigen Platz zu stehen.

Ueberblicken wir dieses weite Gebiet, so werden wir viele Tausende finden, die nicht auf dem rechten Platze stehen, denen aber das Schicksal, dem sich die Masse fast widerstandslos ergibt, nichts anderes geboten hat. Wir reden so viel von Berufswahl und vergessen dabei, daß es vor allem Menschen in der Umgebung des Kindes geben muß, die seine Neigungen und Begabungen entdecken und was sie an Gutem an dem Kinde sehen, möglichst begünstigen und dadurch fortbilden. Die Eltern haben in der Regel selbst nicht mehr mitbekommen, als ihnen die unteren Schulen geben. Das hat zur Not ausgereicht, daß sie als Verkäufer ihrer Arbeitskraft auf dem Markte auftreten konnten, aber es gab ihnen selten die Möglichkeit, besondere Fähigkeiten ihrer Kinder zu entdecken und auszubilden. Auch ihren Freunden und Verwandten geht es so, und die Schule ist bisher an die Jugend gar nicht so nahe herangekommen, außer in Ausnahmefällen, d. h. dort, wo dem Lehrer die ganz besondere Begabung eines Schülers aufgefallen ist. Nicht selten wurde dann so ein Junge dem unfruchtbarsten Beruf zugeführt, weil für diesen in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die besten Studienmöglichkeiten vorgesehen sind, er wurde Geistlicher. Nicht immer gelang es allerdings, auf diese Weise alle Begabung zu unterdrücken. Starke Begabungen kamen auch im Kloster oder Pfarrhof zum Durchbruch, wofür uns der Entdecker des Mendelschen Gesetzes, Pfarrer Gregor Mendel, oder Pfarrer Frensen Beispiele sein mögen. An dem Erwachsenen können wir es sehen, wie sehr die Berufsberatung noch versagt. Was nützte sie auch, wenn der überwiegend großen Zahl der Heranwachsenden einfach alle Fortbildungsmöglichkeiten verschlossen sind. Nicht

einmal die Meisterlehre als Fortbildungsmöglichkeit bleibt ihm offen. Sind die Eltern schon so einsichtig, das Opfer zu bringen und auf den Verdienst des Kindes als jugendlichen Hilfsarbeiter zu verzichten, so kann sich so ein Junge oder so ein Mädchen doch sehr oft darum nicht die Lehre nicht wählen, weil irgendeine Kleinigkeit dazu fehlt. Ein Junge möchte gern Schlosser werden, es findet sich aber keine Lehre gegen Kost und Quartier, und „aus dem Brot“ muß der Junge gebracht werden. Ein Schneider wäre gern bereit, ihn zu nehmen, oder vielleicht ein Bäcker. So wird der Junge Schneider oder Bäcker, und zeitlebens kann er es nicht vergessen, daß ihm das Ideal seiner Jugend unerfüllt geblieben ist. Am Lehrgeld kann's scheitern oder daran, daß sich ein Meister nicht bereit findet, die Kleidung herzustellen. Wieder spielen tausend Zufälligkeiten und Kleinigkeiten mit, um dem Lebensweg eines Menschen Richtung zu geben. Geschweige denn, daß den breiten Massen alle die vielen anderen Bildungsmöglichkeiten offen blieben. Nur die stärksten Begabungen innerhalb des Proletariats ringen sich durch, während das Bürgertum, der Geldbesitz, seine Kinder — geht es, wie es geht — akademische Grade und damit das Herrentum erreichen lassen kann, wenn sie nur irgend wollen. Dabei kommt es oft gar nicht auf die Begabung der Kinder, nur auf den Reichtum der Eltern und ihre Ausdauer im Zahlen an. Lehrer auch zu solchen erniedrigenden Sklavendiensten finden sich in Hülle und Fülle. Wir stehen hier sehr oft einer umgekehrten Auslese der Untüchtigsten gegenüber.

„Dem Tüchtigen freie Bahn“, verkündete Bethmann Hollweg während des Krieges, und diesen Worten folgend wurden in Oesterreich nach dem Umsturz Staatserziehungsanstalten gegründet, in die nur die Tüchtigsten aufgenommen werden. Ein bedeutsamer Anfang. Der Erfolg liegt in der Hand der Männer, die diese Anstalten leiten. Bisher hat der Staat nur Adels- und Offizierskinder zu Offizieren, Staatsbeamten oder zu „Damen der Gesellschaft“ erzogen — nun will er jedem Tüchtigen die Bahn

öffnen. Der sozialdemokratische Verweser des Unterrichtsamts hat damit versucht, der sozialistischen Wirtschaftsordnung Vorarbeit zu leisten. Der Erfolg steht aber bei den Menschen. Sind es Unterrichtsbeamte alten Stils, so wird wenig von ihnen zu erwarten sein.

Doch kehren wir wieder zur Mutter zurück, die glaubt mit dem Beginn der Schuljahre die größte Sorge loszuhaben. In Wirklichkeit ist sie nur der Verantwortung für ihr Kind für einige Stunden des Tages enthoben. Die Sorge wird nicht kleiner. Betrifft das Kind die Schule, dann ist es auch schon mit der sorgenlosen goldenen Jugendzeit vorbei. Mit der ersten Schiefertafel, die das Kind mit „Eisern“ bekränzen muß, beginnt das Pflichtleben der Menschen. Die Erziehung zur Erfüllung dieser Pflicht ist aber Aufgabe und Sorge der Mutter. Da gibt es oft Plage und Verdruß, Schelten und manchmal noch schlimmeres. Oft weiß sich so eine verzweifelte Mutter gar nicht mehr zu helfen. Ihre Nerven halten nicht mehr stand. Was ereignet sich da? Das Kind drängt der Sonne zu, der Freiheit — die Mutter hat über die Pflichterfüllung zu wachen und dann werden wieder alle die weisen Sprüche lebendig, die wir von den Großmüttern als Erziehungsgut erhalten haben. Bald heißt es: „Morgenstund“ hat Gold im Mund“ und wenn sich das Kind darauf beruft und die Aufgaben erst am Morgen machen will, da nicht die Sonne und der Kamerad auf den Spielplatz locken, wird ihm erzählt: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“ und wehrt es sich absolut an das Sitzen in der Schule auch noch das Nachsitzen daheim anzuhängen, dann wird ihm halb drohend gesagt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Wir alle haben unter diesen Sprüchen geseufzt und an gar manchem von uns wurde das „Nichtessen“ wahr gemacht. Verstehen es schon die zünftigen Pädagogen nicht, woher soll es so eine Mutter haben, daß ihr Kind Bewegungsfreiheit braucht und geht es auch manchmal auf Kosten der oft so unnötig vergrößerten Pflicht, die dem Kinde auferlegt wird? Der Instinkt des Kindes ist stärker. Er drängt hinaus ins Freie.

Aber nun tritt vor die Seele der Stadtmutter eine neue Sorge. Wohin soll das Kind, um seinem Spieltrieb, seinem Drang nach Bewegung frönen zu können. Da ersteht vor dem Auge des Wissenden eine riesengroße Schuld aller öffentlichen Stadtverwaltungen. Unter dem Einfluß der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sind die Großstädte als Mittelpunkt des Verkehrs und als Sitze der höheren Schulen mit ihren wissenschaftlichen Hilfsmitteln sehr bald auch Sitze der Industrien geworden. Nichts natürlicher als das. Nichts natürlicher aber auch, daß mit jeder neuen Verkehrsmöglichkeit, die eröffnet wurde, auch der Grund und Boden im Werte stieg. Die Allgemeinheit schuf Werte, die Grundeigner heimstern sie ein. Anstatt aber von dieser Wertsteigerung einen Teil auch für die Allgemeinheit in Anspruch zu nehmen, sahen die liberalen oder christlich-konservativen Stadtverwaltungen diesem Prozeß so lange zu, bis es zu spät war, *Sch u l l a n d f ü r d i e V o l k s - g e s u n d h e i t* zu schaffen. Im eigentlichen Mittelpunkt der Städte fiel jeder freie Platz, der der Jugend in alter Zeit noch Möglichkeit geboten hatte, sich herumzutummeln. Die Kasernenhöfe waren das letzte, was an freien Flächen blieb. Eines Tages waren auch sie verschwunden und an die Stadtgrenze verlegt. Mit ihnen verschwanden auch immer mehr die Haushöfe. Die kapitalistische Bauweise begann, wie wir schon an anderer Stelle gesehen haben, mit dem Grund und Boden zu wuchern. An Stelle der kleinen und Familienwohnhäuser traten die Zinsburgen und eines Tages war das Großstadtkind mit seinem Spielbedürfnis, mit seinem Drang nach Bewegung auf die Straße verwiesen. Dabei weiteten sich die Städte, immer größere Flächen wurden mit Schornsteinwäldern bebaut und dazwischen entstand Steinzeile um Steinzeile. Ein hoffnungsloses Bild. Wie der Adel um dieselbe Zeit um seines Jagdvergnügens willen das Vieh mehr und mehr von der Weide drängte, so nahm in der Großstadt der Kapitalismus um des Profits am Boden willen den Menschenjungen das Weiderecht. Heute stehen wir vor trostlosen Tatsachen. Ueberall in der Welt hat sich gleich-

zeitig dieser Prozeß vollzogen, überall sinnt man auf Auswege, auf Spielwiesen-Ersatz. In Graz und Wien gibt es schon Schulen mit Dachgärten für die Jugend, in New York sind in einigen Wolkenkratzern Stockwerke als „Erholungsflächen für die Jugend“ eingefügt worden. In Berlin und in den meisten anderen Städten Deutschlands, neuestens auch in Wien, hat man die halbwegs geeigneten Rasenflächen in den öffentlichen Parkanlagen stundenweise dem Jugendspiel freigegeben, in Wien werden jetzt Freisflächen an Sportvereine nur dann abgegeben, wenn sie sich verpflichten, auf diesen Plätzen auch die benachbarten Schulen und die Jugendschutzvereine spielen zu lassen — aber alles das sind nur ganz unzulängliche Auskunftsmittel. Deutschland arbeitet darauf hin, auf den Kopf der Bevölkerung drei Quadratmeter Spielfläche zu bekommen. Aber auch in Deutschland, das darin Oesterreich vor ist, wird heute diesem Bedürfnis auch nicht annähernd Rechnung getragen, aber daß je die Forderungen erfüllt werden könnten, die auf der Mannheimer Tagung der Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege aufgestellt wurden, das erscheint ausgeschlossen. Sie suchen zu erfüllen, was ein großer Lehrer des deutschen Volkes, der Leipziger Arzt Dr. Schreber, die Städteentwicklung vorahnend, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen hat, was aber nach seinem Tode immer mehr ins Praktische, allzu Praktische entartete, bis heute aus dem edlen Gedanken Dr. Schrebers, in allen Stadtteilen Volkserholungsplätze zu sichern — ringsum den weiten Rasenspielfeld für die Jugend, die Gemüsegärten für die Alten — die „rettende“ Tat der Kartoffelgeierei wurde. Das wurde wesentlich durch den Aus Hungerskrieg begünstigt. Er brachte die Kriegsgemüsegärtnerei in Schwung. Nicht nur in Oesterreich und Deutschland, auch in der Schweiz entstanden innerhalb der großen Städte und in ihrer Nähe solche Kriegsgemüsegärten, die der Allgemeinheit nur insofern dienten, als um so vieles weniger auf den Gemüsemarkt gebracht werden mußte, als diese Gärten hervorbrachten. Das

Hervorgebrachte aber ernteten die einzelnen Familien, die die Grundstücke bearbeiteten. Drei Jahre nach dem Kriege hatte diese Gemüsegärtnerei aber schon einen Umfang angenommen, daß die Sorge berechtigt war, daß durch sie der letzte freie Platz besetzt werden wird. Diese Gefahr muß erkannt werden. Sie wird nur einigermaßen dadurch gemildert, daß von den Erträgen der Gärten auch etwas an Kindererholungsstätten abgegeben wird und daß da und dort auch kleine Rasenflächen der Jugend vorbehalten bleiben. An Verständnis dafür fehlt es bei den Kleingärtnern nicht. Der Gemüsebau in der Stadt kann natürlich immer nur einem verschwindend kleinen Teil der Bürger die Lebensführung in feureren Zeiten etwas erleichtern. Die Erholungsflächen für jung und alt — innerhalb der Stadt und an ihren Grenzen — kommen aber der Allgemeinheit zugute. Was da vor nahezu zwei Jahrzehnten von dem deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege in Mannheim gefordert wurde, muß bei jeder Gelegenheit dem Vergessen entzissen werden. Es waren ernste, um die Zukunft des deutschen Volkes redlich besorgte Männer, die sich auf diese Leitsätze einigten.

1. Reichliche und regelmäßige Bewegung ist für die Jugend ein unerseßliches Lebensbedürfnis zum vollen Nachwuchs des Körpers.

2. Neben der Ausbildung der Bewegungsorgane selbst ist vor allem die Entwicklung eines kräftigen Herzens, einer atemtätigen und widerstandsfähigen Lunge sowie einer gesunden Blutfülle, entsprechende Ernährung vorausgesetzt, gebunden an ein reichliches Maß von Bewegung im Freien.

3. Die Pflege geeigneter Leibesbewegung und Leibesübung ist grundlegend für die gesamte spätere Lebensfülle und Arbeitskraft des Individuums, und anderswie nicht ersetzbar.

4. Eine Jugend, der das Austummeln im Freien, in frischer Luft und Sonnenschein verwehrt und verkümmert wird, wird blaß, weß, blutarm und sucht ihrem Erholungstrieb auf unhygienischen und meist bedenklichen Wegen Genüge zu tun.

5. Das ungeheuerliche Wachstum der Städte, die Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit, die immer intensiver sich gestal-

tende Ausnutzung der bebaubaren städtischen Bodenflächen, die Beschlagnahme der öffentlichen Straßen und zum Teil auch der öffentlichen Plätze für den Straßenbahnverkehr — alles das bedeutet für die großen Massen des Volkes die Verkümmernng eines ihrer wichtigsten Daseins- und Erholungsbedürfnisse, nämlich der unmittelbaren bequemen Gelegenheit zur Bewegung im Freien.

6. Es ist im Sinne der Volksgesundheitspflege eine unabweisbare Pflicht der Gemeinden, in allen Stadtgebieten und ganz besonders in den dichter bewohnten Arbeiter- und Geschäftsvierteln Plätze freizuhalten, welche der bewegungsbedürftigen Jugend ungehindert zur Benützung stehen. Nach dieser Richtung hin muß namentlich auch der Sucht mancher städtischen Bauverwaltung Einhalt geschehen, alle und jede freien Plätze mit umgitterten Schmuckanlagen zu bedecken.

7. Neben diesen bescheidenen Plätzen für die Kleinsten und Kleineren sind weiterhin, möglichst auf die Hauptstadtgebiete verteilt, größere Spiel- und Sportplätze anzulegen für die gesamte Schuljugend, sowie für die Leibesübungen und Spiele der mehr herangewachsenen jungen Leute.

Am zweckmäßigsten ist es, wenn diese Spielplätze sich inmitten größerer Anlagen oder Parks befinden.

8. Da, wo eine Stadtgemeinde ein größeres Waldgebiet als „Stadtwald“ u. dgl. eingerichtet hat, ist eine mit Wald umgebene Fläche mit besonders weiten Abmessungen empfehlenswert, um größere Schul-, Jugend- oder Volksfeste im Freien abzuhalten.

Es sollen in solchen größeren öffentlichen Anlagen aber alle Hauptstraßenplätze so gehalten sein, daß sie unbedenklich einem jeden aus dem Volke zur Erholung zugänglich sind.

9. Alle Spielplätze in Städten sollen so liegen, so angelegt, so ausgestaltet und unterhalten sein, daß sie viel und gern aufgesucht und benutzt werden; sie müssen daher den Wohnungen der Spielbedürftigen nahe in freier und gesunder Gegend liegen und bequem zugänglich sein.

10. Für noch nicht schulpflichtige Kinder sollen Spielplätze in reichlicher und jedenfalls ausreichender Zahl turnpflichtig in allen öffentlichen Anlagen vorgesehen und eingerichtet werden.

11. Der schulpflichtigen Jugend, soweit sie nicht turnpflichtig ist, sind die Schulhöfe zur Erlernung und Einübung von seitens der Schule geleiteten und beaufsichtigten Bewegungsspielen zu bestimmten Zeiten zu öffnen.

12. Für die turnpflichtige Jugend sollen möglichst große Rasenflächen in günstiger Lage des Stadtgebietes zu Spielplätzen eingerichtet und so bemessen und betrieben werden, daß sie auch von der nicht mehr schulpflichtigen Jugend und von Erwachsenen mitbenutzt werden können. Sie sollen an der Oberfläche frei, eben und möglichst horizontal und so gehalten sein, daß jede Staubeentwicklung sowie alle Schlamm- und Pfützenbildung ausgeschlossen bleibt, für die Spielenden in unmittelbarer Nähe Unterkunftsräume mit Gelegenheit zur Kleiderablage, Verrichtung der Notdurft, Aufbewahrung der Spielgeräte sowie zum Waschen und Trinken und für die Zuschauer freie Uebersicht, Schatten und Sitzgelegenheit bieten.

13. Plätze für Lawn-Tennis, Radfahren, Rudern und Schwimmen brauchen nicht mit den Spielplätzen in unmittelbarer Verbindung stehen.

Um wie vieles leichter hätten es die armen Mütter, wenn diese Forderungen schon erfüllt wären, mit wieviel mehr Ruhe könnten sie ihre Kinder auf die Tummelplätze hinauslassen. Meine Mutter mahnte uns beim Weggehen immer, daß wir ihr nur Löcher in den Hosen heimbringen mögen, die könne sie flicken, nur keine Löcher im Kopf. Daß sie Löcher im Kopf heimbringen, ist aber das Alltagschicksal der Jungen, denen die Stadtverwaltungen nichts bieten als die Straße als Erholungsplatz oder aber die engen sandbestreuten Spielplätze in den Parkanlagen, die kaum viel besser als die Straße sind. Daß die Kinder in Staubwolken spielen, ist da und dort zu beobachten, und wir dürfen doch nicht vergessen, daß die Kinderlungen beim Spiel viel lebhafter atmen, daß sie also viel, viel Staub mit einatmen und mit dem Staub all die unsichtbaren Feinde, denen der Großstadtf Staub Wohnstätte ist. Der Tuberkelbazillus z. B. wird durch das achtlose Ausspucken vieler Tuberkulöser noch immer dem Großstadtf Staub beigemengt und gelangt im Atnungswege in die Kinderleiber. Sicher auch darum die so große Verbreitung der Kindertuberkulose, die im Kriege gewaltige Fortschritte gemacht hat. In den Zeiten der Aushungerung sind die Bedingungen hierfür besonders günstig. Das Lausspiel der Kinder dient nicht nur

dazu, die Muskeln den Knochen anzupassen, es ist auch die wichtigste Lungenübung. Je mehr sie arbeiten muß, desto kräftiger und widerstandsfähiger wird die Lunge. Und nun stelle man sich die erhöhte Tätigkeit inmitten bazillenschwangerer Staubwolken vor. Da wird, was auf dem staubfreien Rasenspielfeld Wohlthat ist und Vernunft, zum Verbrechen an den Kindeslungen. Die Großstädte begehen dieses Verbrechen aber täglich vieltausendmal. Einen bescheidenen Schritt nach vorwärts könnten die Stadtverwaltungen machen, wenn sie, gleich den Sportvereinigungen auch den Verbänden der Kleingärtner, die sich übrigens Schrebergärtner nennen, ohne es zu sein, Land nur dann zuweisen, wenn diese bereit wären, mit der Anlage einen ausreichenden, ebenen, grasbestandenen Jugendspielplatz zu verbinden. Wirkliche Hilfe wird auch hier erst der Sozialismus bringen, der das Privateigentum an Grund und Boden beseitigen und dadurch Land genug gewinnen wird, um auch der Volksgeundheit dienen zu können. Auch darin wird, wenigstens in Oesterreich, schon kräftige Vorarbeit geleistet, wie wir noch sehen werden. Warten die Eltern auf die öffentlichen Gewalten, so werden ihre Kinder von einem Besserwerden nichts mehr spüren.

Eine schwere Sorge bringt noch die Schule in Haus — die Schulnachricht. Fällt sie gut aus, ist sie ja für Kind und Familie eine Freude — aber wenn sie schlecht ist, dann sind die kleinen „Sünder“ nur allzuoft geneigt, ihre Schuld abzuleugnen oder doch in ein anderes Licht zu stellen. Ihre Seele und ihr Geist sinnern auf Befreiung von dem Alpdruck und sind die Eltern sehr strenge, dann begehen die Kinder aus dem Gewissenszwang heraus manchmal auch allerlei gefährlichen Unsinne: vom Unterschriftsfälschen bis zum Selbstmord. Insbesondere die Prügelftrafe ist es, die den Kindern, und gerade den wertvollsten unter ihnen, am meisten an die Seele greift. Die Prügelftrafe ist denn auch das unsittlichste und widersinnigste, das man sich vorstellen kann. Ihr den Krieg zu erklären und mit ihr endlich in der Kinder-

erziehung aufzuräumen, ist Pflicht aller Gesitteten, Pflicht aller, die die Sklaverei endlich wirklich abschaffen wollen. Wenn es wahr ist, daß in der Erziehung alles Beispiel ist, so erzieht ein Vater, indem er seinen Sohn prügelt, diesen zur Feigheit und Gewalttätigkeit. Denn dieser Vater würde diesen Sohn doch nicht prügeln, wenn das Größenverhältnis umgekehrt wäre, wenn der Sohn nicht drei Köpfe kleiner, sondern drei Köpfe größer als der Vater wäre. Oder die Mutter, die im Jähzorn straft, die (bei den Eltern, weniger bei den Kindern) beliebte „Ohrfeige“ gibt oder auch nach irgendeinem Instrument langt oder mit dem dreindrückt, was sie gerade zur Hand hat, mit dem Kochlöffel, mit dem Möbelpracker, mit dem Schürhaken — was würde sie sagen, wenn ihr im nächsten Augenblick auch einer eine Maulschelle oder Schläge mit einem Möbelklopfer, mit einem Kochlöffel oder mit dem eisernen Schürhaken versetzte? Wie würde sie aufschreien, wie würde sie über eine solche Gewalttat entsetzt sein, wie würde sie sich namentlich darüber erregen, daß dieses Urteil an ihr vollstreckt wurde, ohne daß ihr das Recht auf Verteidigung oder auch nur die Möglichkeit dazu geboten wurde?! Hat sie aber nicht daselbe getan? Ja, noch schlimmeres, weil sie doch über einen von ihr abhängigen kleineren und schwächeren Menschen so roh hergefallen ist. Oder sehen wir die Sache einmal ganz leidenschaftslos von einer anderen Seite her an. Was ist der Zweck jeder Strafe? Doch nur, daß sich der Bestrafte bessere. Tritt die Besserung nicht auf die erste oder zweite Strafe ein, so muß ich sie steigern können, bis ich den Besserungszweck erreiche. Kann ich das bei der Prügelstrafe? Nein! Denn am Ende der Stufenleiter des Schlagens steht das Erschlagen. Ich kann einem lügenden Kind einen Streich geben, beim zweitenmal zwei Streiche — kann ich bei der fünfundzwanzigsten Lüge dem Kinde die berühmten „fünfundzwanzig“ geben, bei der hundertsten Lüge die hundert? Im Winter 1920/21 ging durch die Zeitungen eine kurze Meldung, daß in Horthy-

Ungarn wieder die Prügelstrafe eingeführt worden sei, und es war genau gesagt, daß der Arzt den Sträfling zuerst auf seine „Prügfähigkeit“ zu untersuchen und zu sagen habe, wie viele Streiche er aushalten werde: Eine gesetzgeberische Umständlichkeit, die die ganze barbarische Grausamkeit dieses Verfahrens aufzeigt, aber auch, daß Horthy damit rechnet, noch immer Jünger des humanistischen Berufes zu finden, die sich zur Mitwirkung bei solchen Handlungen hergeben. Um wieviel gemeiner aber ist es, ein Kind zu prügeln — ohne Verhör, ohne Verteidigungsmöglichkeit, ohne Befragung des Arztes, der nur manchmal hinterher, wenn solche Ausschreitungen der „Erzieher“ üble Folgen für das Kind gehabt haben, oder wenn sich Nachbarn gegen diese Grausamkeit aufgelehnt haben, als Helfer oder Begutachter zu Rate gezogen wird. Und denken wir doch daran, wie wir die Seele dadurch schädigen. Wem das Fortschreiten des Menschengeschlechtes eine ernste Sache ist, der muß wünschen, der Zukunft aufrechte Menschen zu schenken, unzufriedene, mutige — nicht demütige, aus Furcht vor Strafe ewig zufriedene und feige Menschen, die es nicht wagen, etwas zu begehren. Je mehr wir aber die Kinder prügeln, desto mehr sündigen wir an der zarten Kinderseele.

Manche Aerzte führen sexuelle Frühreise von Kindern auf die Prügel zurück, die sie auf das Gefäß erhalten haben. Daß den Kindern oft ernster, körperlicher Schaden durch das Prügeln zugefügt wird, das beweisen die vielen Kindermißhandlungsprozesse, die noch immer die Öffentlichkeit beschäftigen.

Auf die Charakterbildung des Kindes wirken die Prügel auf jeden Fall schädigend. Zum ersten das schlechte Beispiel — auch sie neigen dann zu Roheitserzessen hin, zum zweiten, die Verletzung des Ehrgefühls, zum dritten aber, und das ist das schlimmste, die Gewöhnung an diese Strafe, die sie schließlich abschütteln, wie Hunde die Prügel abschütteln. Wie die Prügelstrafe, über die vor vierzig Jahren nur wenige nachgedacht haben, die aber

in meiner Mutter eine geschworene Feindin hatte, das Ehrgefühl verletzen kann, habe ich selbst erlebt. Wir waren drei gesunde Jungen und darum auch das, was man „schlimm“ nennt. Unser Vater, sonst ein hochgebildeter Mann, war selbst durch die Zucht der alten Kadettenschule gegangen, wo der Profosz mit dem Haslinger antrat und laut Tagesbefehl „wichste“, was unbotmäßig war. Von daher hatte er sich die Erziehungsmethode des Prügels geholt. Ein Scheckel war sein Instrument, das heißt ein zusammengerolltes Tuch, das verknotet war. Erst betrogen wir ihn, indem wir uns vorahnend die Hose am Gefäß ausstopften, wenn wir etwas angestellt (und das war so ziemlich täglich der Fall) hatten, dann aber entführten wir ihm eines Tages den Scheckel. Es ging das erstemal und es sollte in unserer Jugend das einzige Mal bleiben, in die Ferien, weit weg von Wien, nach Steiermark. Zu unterst packten wir Kinder damals heimlich in den Reisekorb den gefürchteten Scheckel — wir waren damals 7, 9 und 11 Jahre alt — und als wir im Ferienort waren, erkletterten wir den höchsten Baum und befestigten ganz, ganz oben den Scheckel. Dann ging der Berichtsbrief nach Wien. „Wir haben Dir den Scheckel genommen und auf den höchsten Baum im Garten aufgehängt. Dort kannst Du Dir ihn holen.“ Das war die Lektion, die wir unserem Vater gegeben haben. Wir haben später mit dem guten Alten oft darüber gelacht, wie sich unser verletztes Ehrgefühl da selbst geholfen hat. Die Strafe darf den Menschen nicht erniedrigen. Sie muß ihm nur zum Bewußtsein bringen, daß seine Handlung gegen die Gemeinschaft verstieß und daß er solche Handlungen künftig unterlassen müsse, die ihm und anderen schaden. Wer bewußt prügelt, der will zur Demut erziehen, zur Unterwerfung unter fremde Gewalt, zur Sklaverei. Darum hat sich auch im Frühjahr 1922 die österreichische Arbeiterschaft so leidenschaftlich gegen den Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe gewendet, die den proletarischen Eltern den Ratsschlag gaben: „Sparet nicht die Rute, denn

Rute und Strafe geben Weisheit." Mit solchem Ratschlag ermuntern sie nur die Eltern, das Unterdrückungswerk fortzusetzen, das der Kapitalismus auch an ihnen vollbracht hat. Die Arbeiterklasse das geprügelte Kind, der Kapitalismus der prügelnde Vater — und die Proletarier sollen nach dem Willen der Bischöfe diese Unterdrückung beginnen? Dagegen mußte leidenschaftliche Abwehr einsetzen. (Siehe auch: M. W., Sparet die Rute. Sozialistische Erziehung, Wien XIII/1, 2. Jahrgang, Seite 127 ff.) Dem Kapitalismus mag es wünschenswert sein, wenn ihm die Eltern die Kinder als gefügige Ausbeutungsobjekte zurechtprügeln, aber die Proletarier werden mehr und mehr einsichtig. Der Sozialismus lehrt sie, das Recht des Stärkeren auf Unterdrückung des Schwächeren bekämpfen und die Pflicht des Stärkeren zur Beschützung des Schwächeren pflegen. Und danach handeln sie vor allem ihren Kindern gegenüber oder sie sollten es wenigstens. Sittengesetz, Pädagogik und Logik streiten gegen die Prügelstrafe, dennoch scheint sie schier unausrottbar und sie wird es auch so lange sein, solange unser Strafgesetz Eltern und Erziehern noch das Recht der körperlichen Züchtigung einräumt. Da liegt der Hund begraben. Hier müssen die Gesitteten, die sich gegen die Prügelstrafe wenden, den Hebel ansetzen. Vor allem das Recht aufs Kinderprügeln aus dem Gesetz entfernen, dann wird es schon gelingen, die Kinderprügler durch Aufklärung zu überzeugen, daß das keine Strafe ist, auch keine wirksame, und daß es viel bessere Strafen gibt.

Welche denn? rufen tausende Mütter im Chor. Welche denn? Es gibt unendlich viele Abstufungen von empfindlichen Kinderstrafen — ihre einzige Voraussetzung ist, daß wir die Kinder auch so recht vom ganzen Herzen und mit Verstand lieb haben. Dem Kinde kleine, alltägliche Liebesbeweise als Strafe für irgendein Vergehen versagen, z. B. den Gutenachtgruß oder Kuß, oder das beharrliche Verweigern der Antwort auf die Fragen des Kindes durch eine Stunde oder länger, das zeitweilige

Abbrechen der „diplomatischen Beziehungen“ zwischen Mutter und Kind, das Kind zu einem Besuch, auf den es sich freut, nicht mitnehmen, etwa zu dem Besuch bei der Lieblings tante, dem Kinde den Glückwunsch oder das Geschenk zum Geburts- oder Namenstag zu versagen, das alles sind Strafen, die auf ein normal geartetes Kind tiefen Eindruck machen müssen, wenn die Erzieher die einmal ausgesprochene Strafe auch folgerichtig durchführen und nur unter ganz besonderen Umständen, wenn auch fähige Reue zu sehen ist, Gnade für Recht walten zu lassen. Am besten wird man strafen, wenn man auf die Sache eingeht. Ein Beispiel nur. Ein Bube hat seiner Schwester den Hausschuh nachgeworfen und dadurch unversehens eine Fensterscheibe eingeschlagen. Großes Unglück. Fensterscheiben kosten viel Geld, heutzutage sogar sehr viel. Mit dem Schlagen wäre da gar nichts getan. Ein nächstes Mal wird der Junge wieder tollend und vielleicht seiner Schwester wieder etwas nachwerfen, vielleicht wieder Unheil stiften, ohne sich in diesem Augenblick der Prügel zu erinnern. Prügel bekommt er so oft, daß er die einzelnen „Verbrechen“ in seinem Gedächtnis nicht mehr verzeichnet hat. Hätte aber der Vater danach den Franzl hergenommen und mit ihm zu rechnen begonnen: Eine Fensterscheibe kostet soundso viel Mark oder Kronen, mein Stundenlohn beträgt soundso viele Mark oder Kronen, wie viele Stunden also muß ich arbeiten, um die im tollen Kinderspiel zerschlagene Scheibe wieder zu ersetzen? Und wenn dann der Bub im Schweiß seines Angesichts herausgerechnet hätte, daß der Vater drei oder vier Stunden den Hammer schwingen muß, dann hätte das Erziehungswerk damit bekrönt werden können, daß ihm nun der Vater mitgeteilt hätte, daß er diese Stunden als Mehrarbeit leisten müsse, da der Lohn nicht ausreiche und daß er darum mit ihm an den nächsten Abenden die eine Lese-, Plauder-, Spiel- oder Bastelstunde nicht anbringen könne, oder am nächsten Feiertage mit ihm nicht in den Wald gehen könne, um den Schaden hereinzubringen. Eine solche Strafe hätte der

Junge nicht so leicht vergessen und er hätte sich an sie vielleicht auch in dem Augenblick erinnert, da er wieder daran war, durch einen tollen Streich Schaden zu stiften. Sachliches Strafen erfordert freilich auch einiges Besinnen. Durch solche Strafen aber werden wir auf den Charakter des Kindes wirken und wir werden es weder körperlich noch seelisch, noch geistig schädigen, wie wir dies durch die Prügelstrafe tun und ebenso durch die noch immer trotz Hungersnotzeiten bei vielen Eltern und leider auch zünftigen Erziehern beliebte Hungerstrafe. Auch sie ist nur von Unvernunft diktiert. In einer Zeit, wo ganz Mitteleuropa, insbesondere aber die Mittelmächte, die Wirkungen des Aushungerungskrieges wettzumachen haben, in einer solchen Zeit muß es besonders verständlich werden, was es heißt, einem Kinde die Mahlzeiten zu entziehen, es auch noch aus Strafe hungern zu lassen. In Wien wurde 1918 durch eine Massenuntersuchung Prof. Pirquets an 58 000 Kindern festgestellt, daß sie bis zu einem Drittel des Normalgewichtes für ihr Alter weniger wogen.

Zweierlei Kinder sind aus dem Kriege hervorgegangen, solche, die auf Kosten des täglichen Kraftersatzes im Wachstum zurückblieben, und solche, die alle Nahrungszufuhr als Bausteine für das Wachsen hinnahmen. Die einen klein und schwach, die anderen hochaufgeschossene Tuberkulosekandidaten: Strohhalme ohne Ähren. Solchen Kindern auch nur eine Mahlzeit strafweise zu entziehen, ist Verbrechen. Gute Mütter und Erzieher werden also sowohl die Prügel- wie die Hungerstrafe ausschalten und werden dafür von dem höchsten Maß an Liebe, mit dem sie den Kindern nahen, ab und zu etwas entziehen, wenn sie auf das Kind durch Strafe zu wirken für nötig halten. Wählen sie solche Strafen, dann werden die bösen Schulnachrichten wohl auch nicht ausbleiben, aber ausbleiben wird, daß der bösen Schulnachricht — dieser unsinnigen Beurteilung der Kinder nach Noten — noch eine böse Tat des Kindes folgt, wie etwa die Fälschung oder die Herauslockung einer Unterschrift, wie wir es in der Mittel-

schule so geübt haben. Wenn wir irgendein schweres „Verbrechen“ begangen hatten, so verlangte der Professor, daß wir die Meldung hiervon bestätigt vom Vater zur nächsten Stunde mitzubringen hätten. J. B. „Mein Sohn hat mir gemeldet, daß er heute zum drittenmal ins Klassenbuch eingetragen wurde.“ Der Professor bekam diese Bestätigung auf einem ganz schmalen Zettel, dem Vater war aber ein großer Zettel zur Unterschrift vorgelegt worden, hart unter dessen oberen Rand ein harmloser Satz stand, wie etwa: „Mein Sohn hat mir gemeldet, daß er heute seine Grammatik zu Hause vergessen hat.“ Das Datum wurde hart an den unteren Rand deszettels gesetzt, so daß der Vater genötigt war, in der Nähe des Datums zu unterschreiben. Dadurch wurde leerer Raum auf dem Zettel gewonnen, der später dazu benutzt werden konnte, die wirkliche Meldung darauf zu schreiben und die erlogene wegzuschneiden. Das war in meinen Kindertagen ein ganz üblicher Ausweg, um solchen unangenehmen Auseinandersetzungen mit Vaters Stock auszuweichen. Es wird heute nicht viel anders sein. Solche Praxis vererbt sich von Klasse zu Klasse. Wie viele Gewissensnot mußten und müssen solche Kinder auf sich nehmen, wieviel Unaufrichtigkeit wird auf diese Art in den Verkehr des Kindes mit seinen Eltern getragen und bei wie vielen jungen Menschen war eine solche erschlichene Unterschrift der erste Schritt auf die schiefe Bahn, von der sie nicht mehr zurückfanden. Sie brauchten nur etwas leicht veranlagt zu sein und vielleicht noch in leichte Gesellschaft zu geraten — gleich und gleich gesellt sich gern — und das Unglück konnte seinen Anfang nehmen.

Vor allem müssen wir beim Strafen auf uns selbst bedacht sein. Nie sollen die Kinder berechtigt die Empfindung haben, daß wir ungerecht waren. Diese Empfindung können aber die Kinder dann haben, wenn wir „ohne viel Federlesens“ gleich strafen, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit zur Verteidigung, zur Aufklärung, zur Betätigung ihrer Reue geben. Da sie ein Gewaltakt ist, wird die Prügelstrafe und werden auch andere körperliche

Strafen in der Regel in einem Erregungszustand begangen, und da kann uns leicht auch gegen unseren Willen Unrecht unterlaufen. Nie also unmittelbar dem kindlichen Vergehen die Strafe folgen lassen, außer bei Kleinkindern, die den Zusammenhang zwischen ihrer ungehörigen Handlung und der Strafe sonst nicht begreifen. Aber auch diese nicht schlagen! Diese durch Ablenkung von dem Schädlichen weglocken, sie vergessen lassen, wonach ihr U n v e r s t a n d eben begehrt hat. Im übrigen ist noch eines wichtig. Der richtige Erzieher wird die große Kunst treffen, vieles nicht zu sehen oder zu hören, was um ihn vorgeht. Dann wird er nicht so oft strafen müssen.

Vieles von der Schulsorge wird sich aber mildern lassen, wenn zwischen Elternhaus und Schule ein inniger Zusammenhang hergestellt wird. Auch darin ist in Oesterreich seit dem Umsturz in den Elternräthen ein Bindeglied geschaffen worden, das manche Zukunftshoffnungen in sich birgt.